

Nr. 53. Bromberg, den 7. März 1934.



Roman von A. Schöneberg.

(1. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Schließlich stand er still, sich den Schweiß von der Stirn wischend. Ein blinder Zufall konnte ihm nur noch . . .

Da klangen gedämpfte Stimmen durch die Nacht. Drei Menschen kamen heran, unverkennbar trotz des Dunkels. Rauenstein meinte, einen Burnus, ein Frauengewand und einen Menschen in abendländischer Kleidung zu erkennen.

„Kalunde!“ schrie er.

„Wer ruft da?“ — Die drei nächtlichen Wanderer standen still. Rauenstein sprang heran. Drei Männer im Burnus standen vor ihm. Die eine Gestalt, die sich im Hintergrunde hielt, konnte ebensogut eine Frau sein.

„Wo ist Kalunde?“

„Wenn der Franke sich verirrt hat, so will ich ihm gerne den Weg zu seinem Quartier oder zum Lore Chamsin zeigen. Wir verstehen nicht, was der Herr fragt.“

„Das Mädchen, verfluchter Hund!“

Der Journalist wollte vorwärts springen zu der im Hintergrund verharrenden Gestalt. Ein eiserner Griff an seinem Arm belehrte ihn aber, daß er es mit einem entschlossenen und starken Gegner zu tun hatte.

„Das Mädchen dort ist meine Tochter, Herr! Ist es Sitte bei den Franken, die Mädchen auf der Gasse zu überfallen, so mögen sie in ihr eigenes Land gehen! Ich werde meine Tochter schützen!“

Das bleiche Gesicht des zweiten Mannes geisterte aus dem Dunkel näher an Rauenstein heran, aber keine Stimme wurde laut. Rauenstein hätte geschworen, daß dieses Gesicht einem Europäer gehöre, und daß er es schon irgendwann un irgendwo einmal gesehen habe. Nun hegte er keinen Zweifel mehr, daß er die drei Gesuchten gefunden hatte.

Er führte mit der rechten Hand einen Boxstoß nach der Magengrube des Marokkaners. „Zur Seite, Hund von einem Scheich!“

Mit dem letzten Wort erstarb sein Bewußtsein. Bunte Kreise tanzten ihm vor den Augen. Einen Augenblick schien es grell um ihn zu leuchten. Rauenstein wunderte sich sehr, daß er trotzdem nichts erkennen konnte, nicht Häuser, Gasse, Menschen. Dann versank er in Finsternis, als gleite er ins Bodenlose.

Von einem Totschläger getroffen, brach der Journalist zusammen.

*

Dr. Reinhold Isenhardt, Chefingenieur der S. S. C., arbeitete seit den frühen Morgenstunden im Laboratorium 1, einem eigens für seine Versuche und Untersuchungen eingerichteten Raum im Hauptgebäude der Kompanie in Tetuan. Dieser Raum war die Geburtsstätte jener gewaltigen Ideen, nach denen draußen „an der Front“ die toten Wüstengebiete in fruchtbare, blühende Gärten verwandelt wurden.

Isenhardt war derart in seine Arbeit vertieft, daß er lange Zeit hindurch ein Geräusch an der Eingangstür überhörte. Dort machte sich jemand, der sich der Mühe größter Lautlosigkeit befleißigte, an dem Türschloß zu schaffen. Plötzlich klirrte es laut durch den Raum. Isenhardt warf einen erstaunten Blick auf die Tür.

Er lauschte. Da — jetzt erklang das Geräusch wieder.

Der Ingenieur blickte nach den Signallampen. Keine von ihnen leuchtete auf. Das grüne Licht, von Mister Higgins, seinem zuverlässigen Sekretär nur in Tätigkeit gesetzt, wenn ihn unbedingt während der Arbeit jemand sprechen mußte, blieb ausgeschaltet. Und einen anderen Zugang zu jener Tür als durch Higgins Zimmer gab es nicht. Auch die rote Lampe, die Gefahr oder einen Unfall in den Werksräumen meldete, blieb dunkel. Isenhardt nahm den Hörer des Haustelephons von der Gabel und horchte nach dem Empfangszimmer seines Sekretärs. — Nichts! Stille!

Aber da war das seltsame Geräusch an der Tür wieder. Ganz unverkennbar klar. Leise ging der Ingenieur zur Tür und lauschte eine Weile mit verhaltenem Atem. Es bestand kein Zweifel mehr: Einbruch am lichten Tage im Laboratorium! Das bedeutete rücksichtlose Gewalt. Ein halbes Dutzend Menschen mußte auf dem Wege bis zu dieser Tür zum Schweigen gebracht worden sein. Bestechung war ausgeschlossen. Die Leute, die auf diesem Wege wachten, waren unbestechlich wie der Chefingenieur der S. S. C. selbst.

Das Gesicht des Mannes veränderte sich im Augenblick. Das versonnene, stille Leuchten, das seinen Zügen gewöhnlich eigen war, und das ihm fast den Stempel eines Träumers aufprägte, verschwand. Quer über die hohe Stirn lief plötzlich eine unheildrohende Falte. Das Gesicht straffte sich bis auf den letzten Muskel, und die Augen glühten aus unnatürlich geweitetem Lid heraus.

Dieses Gesicht gehörte nicht mehr dem Menschen Isenhardt, dessen Güte auch den letzten Angestellten der Kompanie bekannt war, das waren die Züge eines Diktators, eines Gewaltmenschen, der gewohnt und entschlossen war, rücksichtslos durchzugreifen.

Schon stand der Ingenieur an der riesigen Schalttafel. Ein paar schnelle Handgriffe an den zahlreichen Hebeln! Ein Augenblick beherrschter Spannung in den Zügen des Mannes, ein Warten. — —

Gott sei Dank! Die Sicherungsanlagen arbeiteten. Sie waren nicht gestört. Die Signalbirnen glühten nacheinander auf und meldeten, daß dieAnlage in Ordnung war. Mit diesen Hebelgriffen von der Zentrale aus hatten sich sämtliche Ausgänge des Gebäudes automatisch geschlossen wie die Schotten eines Schiffes bei Wassereinbruch. Ein Stab von absolut zuverlässigen Detektiven war alarmiert. Nicht einmal mehr eine Katze verließ jetzt ungeschoren das Gebäude.

Ein zweiter Griff nach den Schalthebeln! Hermetisch schloß sich jetzt der Vorraum gegen die übrigen Räume ab. Gas strömte ein. Die Herrschaften draußen vor der Tür sollten die S. S. C. kennen lernen!

Nun schaltete Isenhardt den Fernseher ein, und darin erschien — der Ingenieur beugte sich zweifelnd vor — das Bild einer einzelnen Frau, einer Araberin in der Landestracht, dem langen, weißen Heik, den unteren Teil des Gesichtes verhüllt durch den Litham. Nur die Augen waren frei.

Schnell, aber doch mit ruhiger Sicherheit, versuchte die Frau die Tür mit Nachschlüsseln zu öffnen, und es war unverkennbar — zwei der kunstvoll gearbeiteten Schlösser waren bereits erschlossen, und nur das dritte und letzte widerstand noch den Bemühungen. Offenbar befand sich eine kleine Unkorrektheit an dem Nachschlüssel, den die Einbrecherin mit einer winzigen Feile zu beheben suchte.

Unhörbar, unsichtbar strömte das Gas aus den Düsen an der Decke herab. Jetzt schien es der geheimnisvollen Fremden etwas unbehaglich zu werden. Sie strich sich mit der Hand über die Stirne, mechanisch, wie geistesabwesend, rieb sich die Augen . . . begann noch einmal das Feilen, versuchte dann den Schlüssel ins Schloß zu zwängen, reckte sich plötzlich auf, blickte sich verstört um, wie von einer plötzlichen Angst ergriffen, griff tastend zur Stirn, preßte beide Hände aufs Herz und taumelte rückwärts, mit großen, vor Entsetzen weit geöffneten Augen.

Zum erstenmal wendete die geheimnisvolle Besucherin ihr Gesicht voll den Aufnahmelinsen zu, so daß Isenhardt ihre Züge klar erkennen konnte. Diese Augen drückten eine unaussprechliche Angst aus, als hätte die Frau den Mann am anderen Ende der verborgenen Sehleitung erspäht.

Isenhardt stand wie erstarrt unter dem Blick dieser Augen! Das Blut wich aus seinem Gesicht. Diese Augen kannte er, kannte sie nur zu gut.

Isenhardt vergrub sein Gesicht in die Hände, als könne er damit das Bild von der Platte tilgen, die Frau dort draußen aus dem Vorraum wegwischen. Ein Zucken schüttelte den Körper des Beobachters. Lange Sekunden verstrichen. Als sich der Mann wieder aufrichtete und die Hände sinken ließ, hatte sich das Bild auf der Sehscheibe verändert. Die Fremde lag ohnmächtig auf dem Boden, das Gesicht nach oben gwendet, den Mund, wie nach Luft ringend, geöffnet. Der Litham war beim Fall heruntergeglitten und gab das Gesicht der Besucherin frei. Der Chefingenieur warf einen raschen Blick auf die schönen, regelmäßigen Züge und nickte. Er hatte sich nicht getäuscht. Die Fremde dort im Vorraum war die Fürstin Mara Marasczinski, seine ehemalige Braut.

Mit einem Schlag fand Isenhardt seine Ruhe wieder. Mit sicherer Hand rückte er einen Schalthebel ein, einen anderen aus. Nun surrten im Vorraum die Ventilatoren und rissen sekundenschnell die vergaste Luft in die Abzugsschächte. Unverbrauchte Luft strömte nach. Isenhardt verband sich mit Laboratorium II und dessen Leiter Oberingenieur Dr. Rämer.

Isenhardts Stimme klang vollkommen klar, als er durch das Telephon befahl: „Herr Kollege, lassen Sie doch bitte das Gebäude eingehend auf weiteren „Besuch" inspizieren und prüfen, wie es möglich war, daß die Dame bis an Versuchsraum I vordringen konnte. Ich informiere mich später bei Ihnen . . . Wie bitte? . . . Die Dame? . . . Nein, nur der Arzt! Wir schaffen die Dame in mein Privatzimmer drüben . . . Nein, nein . . . keinen offiziellen Bericht, bitte! — Wie? weitere . . .? — Nein, meine persönliche Ansicht geht dahin, daß der „Besuch" allein ist. — Ja, es liegen besondere Gründe vor. Darüber später! — Ich danke Ihnen, Herr Kollege!"

Isenhardt drückte, an seinem Platz stehend, mit dem Fuß einen verborgenen Kontakt im Boden, und wie von Geisterhänden bewegt, öffnete sich in der Wand eine schwere Tresortür. Der Ingenieur trat hinter die Tür wie in einen großen Geldschrank, die Tür schloß sich automatisch wieder, ein leises Summen wie von laufenden Elektromotoren wurde hörbar und verstummte nach einer gewissen Zeit.

Gleich darauf trat der Ingenieur aus seinem Privatkontor, dessen Tür ebenfalls auf den Vorraum führte, in diesen ein. Unbeweglich blieb er vor der Ohnmächtigen stehen und blickte ihr ins Gesicht, lange sinnend, als wolle er entziffern, was hinter dieser feinen, weißen Stirn an Geheimnissen verborgen läge. Das leise Klopfen an einer Tür ließ ihn aus seinem Sinnen erwachen. Der Arzt kam.

Die beiden Männer trugen die Bewußtlose in Isenhardts Zimmer, betteten sie auf dem Ruhebett, und der Arzt bemühte sich um sie. Nach wenigen Minuten kam wieder Farbe in das Gesicht der Fürstin und Isenhardt bat den Arzt, sie allein zu lassen. Der Arzt verbeugte sich wortlos und verließ den Raum.

Isenhardt war allein mit sich und seiner — Vergangenheit. Er fühlte den Kopf dieser Frau wieder an seiner Brust ruhen, hörte heiße, betörende Liebesworte aus ihrem Mund, sah ihre feingeschnittenen, roten Lippen dicht vor seinem Gesicht.

„Reinhold?" — Die Frau auf dem Liegesofa hatte die Augen aufgeschlagen und Isenhardt erkannt. Sie griff nach der Hand des Mannes.

„Laß das!" sagte Isenhardt rauh und zog seine Hand zurück.

Tastend griff sich die Fürstin an die Stirn. „Wo bin ich? Wie komme ich hierher?"

„Du hast einen Einbruch in das Werkslaboratorium I im Hauptgebäude der S. S. C. versucht und befindest dich gegenwärtig in meinem Zimmer. Es blieb natürlich bei dem Einbruchsversuch . . . du scheinst uns für sehr naiv zu halten. Zunächst muß ich dich jetzt bitten, meine Fragen zu beantworten. Aus welchem Grunde gehst du in ein solches Unternehmen?"

Die schöne Frau fuhr mit einer Bewegung aus ihrer Ruhelage empor, als wollte sie sich dem Manne an die Brust werfen, und flüsterte, kaum hörbar: „Ich . . . ich wollte dich sehen! Zu dir! . . . Ich kann mein Leben ohne dich nicht mehr ertragen . . . nicht mehr . . ."

Eine zornige Falte auf der Stirn Isenhardts ließ die Frau verstummen. „Wenn du wünschst, daß wir weiterhin als . . . Bekannte miteinander verhandeln sollen, dann laß bitte die Flausen. Es wird nur zu deinem Vorteil sein."

Die Marasczinski schwieg und blickte dem Ingenieur starr ins Gesicht.

Isenhardt hielt dem Blick ruhig stand und fuhr fort: „Es handelt sich natürlich um ein Fabrikationsgeheimnis oder eine chemische Analyse. Natürlich, du brauchst dir gar keine Mühe zu geben. Wir kennen dich hier zu genau. Du stehst im Dienst der afrikanischen Wirtschafts- und Militärspionage. In unseren . . . beinahe hätte ich gesagt: „Verbrecheralben" . . . in unseren Agentenalben prangt schon lange dein Bild. Wir waren auch über dein heutiges Vorhaben orientiert. — Das war allerdings Bluff. — Du siehst es an der Wirkung. Es wird das beste sein, wenn du offen und ehrlich gestehst."

Leidenschaftlich begehrte sie auf. „Aber ich spreche die reine Wahrheit. Ich wollte nur zu dir! Alle Wege zu dir sind mir versperrt! Verriegelt! Wie ein Hund habe ich vor deiner Tür gelegen . . ."

Isenhardt hob gebieterisch die Hand. „Laß das, Mara, laß die Vergangenheit schlafen! Sie ist auch für dich längst begraben."

„Nein! Sie wird es nie!"

Die Augen der Frau füllten sich mit Tränen.

„Auf den Knien will ich zu dir kriechen. Nur verstoß mich nicht wieder." Sie machte Anstalten, ihren Worten die Tat folgen zu lassen.

Mit harten Griffen faßte der Ingenieur sie an den Armen und riß sie empor. Dicht standen sie voreinander, Gesicht an Gesicht. Betörender Parfümduft flutete dem Mann entgegen. Die roten Lippen lockten noch immer wie einst . . . .

Mit eiserner Gewalt zwang Isenhardt die Nerven unter seinen Willen und drückte die Fürstin in einen Sessel nieder. Er wußte, daß diese Lippen logen, daß dieses Gesicht heuchelte wie ein Zirkusclown.

„Zum Donnerwetter! Laß das Theaterspielen!" Dann, nach einer Weile des Schweigens, weicher werdend, fuhr der Chefingenieur fort: „Laß uns ohne Leidenschaft zusammen reden, Mara! Mach mir die Sache nicht unnötig schwer. Du kannst von Glück sagen, daß wir . . . wir einmal . . . gut bekannt miteinander waren. Du stehst unter meinen persönlichen Schutz. Mit einer anderen an deiner Stelle hätte ich mich, weiß Gott, nicht befaßt. Unsere Abwehrorganisation wäre in Tätigkeit getreten und die Delinquentin spurlos verschwunden."

„Wegen meines Eindringens darf man mich nicht töten!"

„Du vergißt, daß die S. S. C. unumschränkte Hoheitsgewalt besitzt, und daß sie gegen jeden . . . Spion rücksichtslos vorgeht, gegen Wirtschaftsspionage noch schärfer als gegen militärische Agenten."

„Ich habe nichts gegen die Kompanie unternommen. Nichts wird man mir beweisen!"

„Nicht nötig. Du vergißt, daß unseren Untersuchungsrichtern der Tower in London zur Verfügung gestellt ist. Untersuchungen können sich sehr lang hinziehen. Der Tower ist dunkel und verschwiegen. Es verschwand manch einer darin, der nie mehr Sonne und Mond sah. Nie . . . nie wieder, Mara Marasczinski! Vergiß das nicht! Und es wäre wirklich schade — um so viel Schönheit! — Ich rate dir als Freund, als aufrichtiger Freund! Laß deine Hände von den Händeln der Welt! Du verbrennst dir die Finger! Ich will dir helfen, wo und wann ich es soll und vermag, aber unter der Bedingung, daß du diesen verhängnisvollen Weg verläßt."

Das Summen des Haustelephons unterbrach Isenhardt. Dr. Nämer meldete die Ergebnisse der Untersuchung. Der Ingenieur glaubte zu bemerken, wie die Fürstin sich bemühte, das Telephongespräch mitzuhören.

(Fortsetzung folgt.)

Held Pfeiffer.

Skizze von Wilhelm Auffermann.

Je näher die Ferien kamen, desto unlustiger wurden unsere Gesichter. Das galt den Schlußprüfungen und Schularbeiten. Den Heften, die mit vielen roten Strichen zurückgegeben wurden.

Pfeiffer schnitt besonders schlecht ab. Aber er hatte bisher immer wieder einen Dreh gefunden, um noch gerade glücklich durchzukommen. Bis zur Deutsch-Schularbeit. „Pflicht" lautete das Aufsatzthema, und der Herr Professor hatte sich eine schwarze Brille aufgesetzt, um genau und ungesehen alle Schüler beobachten zu können. Pfeiffer war in schwersten Nöten.

Wie am laufenden Band kamen und gingen Pfeiffers heimliche Hilfeschreie und Bittgesuche von Bank zu Bank. Ohne Erhörung. Es fand sich keiner, der eine Antwort wagte. Sogar eine funkelnagelneue Taschenlampe wanderte wieder zum Ausgangspunkt zurück.

„Was machen Sie da?" rief ihm der Professor zu.

„Nichts", gab er verlegen zur Antwort. „Ich habe Kopfschmerzen. Die Gedanken flattern fort, bevor ich sie niedergeschrieben habe. Ich kann heute nicht arbeiten..." Und leiser, so daß nur wir Umsitzenden es hören konnten: „Verfluchtes Thema, die Pflicht!"

„Du, wenn du spinnst, dann verschone uns wenigstens damit", knurrte sein Nachbar. Da entschloß er sich, selbst einen Anfang zu finden. Biß dabei am Federstielende. Krampfhaft war seine Stirne angestrengt. Auf einmal begann er wütend zu schreiben. Schrieb wild drauflos. Sicher lauter Unsinn, denn der Ergrimmte riß nach zehn Minuten die Heftseite wieder aus.

Eine Woche später gab der Deutsch-Professor die Hefte zurück. Besprach die Aufsätze.

„Nicht schlecht", hatte er zu dem einen gesagt.

„Auch ganz gut", zu mir.

„Sehr gut", zu unserem Klassenbesten und hinzugefügt: „Treue Pflichterfüllung führt zum Ziel, zu Ehre und Ansehen, zu einem beglückenden Lebensabend, der wie milder Sonnenschein ist."

Danach sagte er: „Hier aber ist ein höchst sonderbarer Aufsatz, der aus zehn knappen Sätzen besteht. Abgesehen von der eigenartigen Pflichtauffassung des „Herrn Verfassers" — er hat auch das Wort Pflicht konsequent mit „ie" geschrieben. Pfeiffer, schämen Sie sich! Ihr Pflichtbewußtsein ist weniger als freudlos."

Ah, der Pfeiffer war es. Wir alle sahen auf seinen leeren Platz, denn der „Herr Verfasser" fehlte heute.

„Auch der bescheidenste Mensch muß eine freundlichere Meinung über Pflichtbewußtsein haben als Sie. Hat er das nicht, dann ist er ein erbärmlicher Kerl. Nun, Pfeiffer, wollen Sie Ihren Aufsatz in Empfang nehmen oder nicht?" sagte der Professor mit Ungeduld und suchte nach der Brille.

Da meldete Pfeiffers Nachbar: „Bitte, Herr Professor, Pfeiffer fehlt heute."

„Pfeiffer fehlt?" sagte der Professor ärgerlich und warf in hohem Bogen das Heft auf den Katheder zurück. „Das sieht seinem Aufsatz ähnlich. So knapp vor Schulschluß zu fehlen! Nun, man wird ja sehen..."

Wir lächelten wissend. Aber da stand der kleine Hage auf, der in der Straße Pfeiffers wohnte, und sagte: „Sein Vater ist gestern gestorben."

„Sein Vater ist gestorben?"

„Ja, und seine Mutter hat sich geäußert, daß es mit dem weiteren Studium aus sei. Montag soll Pfeiffer schon in die Fabrik gehen und verdienen."

Des Professors Mienen wurden plötzlich ernst: „So — so, hat er Geschwister?" — „Vier. Sie sind jünger als er."

Die ganze Klasse war mit einem Schlage mäuschenstill geworden. Alle blickten auf Pfeiffers leeren Platz in der sechsten Bankreihe. Der Professor ging hin und her, dann nahm er wieder Pfeifers Heft vom Katheder, blätterte es auf und las vor: „Wenn der Tag anbricht, weckt uns die Pflicht mit harter Hand, die keinen Widerspruch duldet. Führt uns mit ehernem Antlitz durch den Tag. Duldet kein Seitwärtsblicken. Kein Abschweifen. Spricht still und gelassen: „Tu dein Werk!" Man sieht sie nicht. Man fühlt sie. Die Pflicht der armen Leute ist wie ein kalter, frostklarer Wintertag. Nie legt sie ihr grausames Kleid ab. Nie wird ihre Stimme anders —" Und dann sagte er: „Schreibt das alle nach, unter eure Aufsätze! Fügt aber hinzu, was in seiner Not Pfeiffer zu schreiben vergessen hat: „Doch nach dem Leben kommt noch etwas anderes, das verlorene Paradies, von dem das Abendrot am Himmel ahnend träumt"."

Wir schrieben, und es kam uns zum erstenmal in den Sinn, daß die Schule gar nicht das Wichtigste sei — daß es außerhalb unserer Schulaufgaben noch etwas anderes geben müsse, etwas Ungeheures, etwas Hartes, etwas, vor dem alle fälschlich mit „e" gedehnten „i" ihren Wohlklang verloren . . . Der Professor dürfte wohl auch so gedacht haben.

— — — — — — — — —

Zwei Jahre waren seitdem vergangen, und das Schuljahr neigte sich zu Ende. Wir bereiteten uns zur Reifeprüfung vor. Da sagte eines Tages der Deutsch-Professor: „Ihr erinnert euch doch sicher noch an Pfeiffer?"

Und ob wir uns erinnerten!

„Pfeiffer hat trotz seiner schweren Arbeit in der Fabrik weiterstudiert. Wohl in den Nachtstunden. Er besucht uns morgen, um in den Nebenfächern die Prüfung abzulegen. Er wird dann, ich hoffe es, gemeinsam mit euch das Reifezeugnis erhalten." Die runden Professorenaugen glänzten vor Freude und gingen über die Bänke hinweg bis zur sechsten Reihe: „Freising, setzen Sie sich morgen in die letzte Reihe. Pfeiffer soll seinen alten Platz haben. Es ist das eine Ehre für uns." Der Professor ging. Am liebsten wären wir ihm nachgestürzt und hätten ihn umarmt.

Nächsten Tag — wir hatten alle unsere Sonntagskleidung angelegt — saß Freising in der letzten Reihe. Als es läutete, war Pfeiffer noch nicht da. Auch der Deutsch-Professor erschien im schwarzen Rock. Der Unterricht begann. Er fragte. Wir antworteten. Aber wir dachten gar nicht an das, was wir redeten. Wir warteten auf Pfeiffer. Unsere Augen hingen an dem leeren Platz in der sechsten Bankreihe und an der Tür. Warum kam Pfeiffer nicht? Einmütig hatten wir beschlossen, ihn auf jeden Fall, falls er versagen würde, durch die Klemmen der Prüfungsfragen zu ziehen. Wie am laufenden Band hätten ihn unsere heimlichen Nachrichten erreicht. Jetzt ließ er uns im Stich.

Wie auf Spinnenbeinchen kroch die Stunde dahin und wollte nicht vergehen.

Als einer von uns auf die Frage des Professors eine besonders zerstreute Antwort gab, sagte der Professor: „Ihr braucht auf Pfeiffer nicht zu warten. Pfeiffer kommt heute nicht. Freising, setzen Sie sich wieder auf Ihren alten Platz!"

Freising rührte sich nicht. Er sah verblüfft den Professor an. Wir alle sahen ihn an.

„Nun?" sagte der Professor noch einmal.

Aber Freising rührte sich noch immer nicht. Da läutete es. Die Unterrichtsstunde war zu Ende.

Der Professor nahm seine Bücher und Hefte unter den Arm und ging der Tür zu. Im Gehen blieb er plötzlich stehen und drehte sich um: „Pfeiffer kommt auch morgen nicht, obwohl ich überzeugt bin, daß er alle Prüfungen mit Auszeichnung bestanden hätte... Unfall im Werk... Opfer treuer Pflichterfüllung... Ein Vorbild für euch..." Er wollte noch etwas vom Begräbnis und schulfrei sagen, konnte aber nicht, ging schluckend hinaus. Auch wir schluckten...

Keiner fehlte bei Pfeiffers Begräbnis. Bei dem toten Helden Pfeiffer mit dem sonderbaren Pflichtbewußtsein.



Bunte Chronik



Eine 15jährige Fliegerin.

Die jüngste Flugschülerin Englands dürfte Mary Stewart, die 12jährige Tochter des englischen Luftfahrtministers, sein, aber die jüngste Pilotin, die bereits ganz allein und selbständig ein Flugzeug durch die Lüfte lenkte, ist die 15jährige Joan Hughes aus Essex. Diese junge Dame wird von ihren älteren Kollegen wegen ihres außerordentlichen Mutes und ihres echten Pilotentemperamentes bewundert. Joan Hughes will einmal ein tüchtiger Verkehrsflieger werden, nach dem Vorbild ihres Bruders. Sie berichtet lachend, daß ihre Eltern zuerst entsetzt waren, als sie bemerkten, daß das Töchterchen sich mehr für Flugzeuge interessierte als für seine Schulbücher. Die kleine Joan schwärmte für die berühmte Fliegerin Amy Mollison, deren Heldentaten sie mit Begeisterung verfolgte. Sie wußte es durchzusetzen, daß ihre Eltern ihr den Besuch der Fliegerschule gestatteten. Mit glühendem Eifer widmete sie sich dem technischen Studium. Bald hatte sie auch im praktischen Unterricht solche Fortschritte gemacht, daß sie zum ersten Mal allein fliegen durfte. Das war der schönste Tag ihres Lebens. Seitdem hat sie schon öfter längere Flüge allein ausgeführt. Ihr Kummer ist, daß sie die begehrte „A-Prüfung" erst mit dem vollendeten 17. Lebensjahr machen darf. Bis dahin wird sie noch fleißig weiter üben. Sachverständige und Lehrer sagen ihr eine große Pilotenkarriere voraus. Augenblicklich ist die mutige kleine Joan dabei, Loopings zu üben, was noch ein hartes Training erfordert.

Die Schwiegersöhne.

Der Frankfurter Bankier Benedikt H. von Goldschmidt war nicht nur ein reicher Mann, sondern auch ein sehr gebildeter feiner Herr, kurzum eine Persönlichkeit von Format. Eines Tages, in den Siebzigerjahren, fuhr Goldschmiedt, damals bereits ein älterer Herr, im Schnellzug von Frankfurt nach Wien; zu ihm gesellte sich in München ein Reisegenosse, ebenfalls ein Mann von Welt, und so kam es, daß beide Herren sich interessiert und angeregt unterhielten.

Kurz vor der Ankunft bedankte Goldschmidt sich bei seinem Reisegefährten: „Ich habe mich sehr mit Ihnen gefreut. Wenn ich Ihnen in Wien irgendwo dienlich sein kann — ich bin Benedikt Goldschmidt aus Frankfurt —, so stehe ich gern zu Ihrer Verfügung! Mein Schwiegersohn, der Generalkonsul Werner von Welten, hat in Wien eine ausgezeichnete Position und könnte gewiß sehr nützlich sein."

„Ich darf auch sagen, daß mir die Reise nach Wien noch nie so schnell vergangen ist", erwiderte der Münchener Herr. „Ich danke Ihnen verbindlichst für Ihre freundliche Bereitwilligkeit! Auch mein Schwiegersohn hat eine sehr gute Position in Wien. Darf ich mich auch vorstellen? Ich bin der König von Bayern und mein Schwiegersohn ist Kaiser von Österreich."



Lustige Ecke



Historische Anekdoten.

Als Voltaire einmal im Zorne einer seiner Geliebten mit der Veröffentlichung ihrer Liebesbriefe drohte, erwiderte sie: „Gut. Tun Sie es. Ich werde mich nur über die Adresse zu schämen brauchen."

*

Am Sterbebett des großen Satirikers Rabelais berieten sich die Ärzte kurz vor seinem Tode über die Ursachen der Krankheit und die voraussichtliche Entwicklung seines Zustandes. Rabelais, der bei vollem Bewußtsein war, hörte es flüstern, ohne jedoch genau den Sinn ihrer Worte zu verstehen ,und sagte in flehendem Tone:

„Ach, meine Herren, lassen Sie mich eines natürlichen Todes sterben!"

*

Beruf.



„Ein Pfund Cyankali? Sind Sie Photograph?" — „Nein, Selbstmörder!"

*

Schwerhörig.



„Mein Herr, die Bank da ist frisch gestrichen!"

„Wie bitte?" — „Na grün!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.